

EMIL ERNST RONNER

# KRÖNE DES LEBENS

DIE GESCHICHTE VON  
BLANCHE GAMOND

**starkundmutig**

Um der Geschichte mehr historische Authentizität zu verleihen, wurde der altertümliche Sprachstil größtenteils beibehalten. Die Anrede »Ihr« und »Euch« für das heutige »Du« und »Dir« war üblich. Auch die in Frankreich gebrauchten Titel Monseigneur (für Geistliche), Monsieur, Mademoiselle und Madame werden hier verwendet.

Außerdem ist anzumerken, dass der Glaube der Hugenotten (damals in Frankreich eben der protestantische Glaube) in diesem Buch oftmals als »Religion« oder »reformierte Religion« bezeichnet wird.

Sofern nicht anders angegeben, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 2025 (CLV)

Eine frühere Auflage erschien 1980 im Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart unter dem Titel *Krone des Lebens, Blanche Gamond – ein Leben für den Glauben*.

© 2025 by Christliche Literatur-Verbreitung e.V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld  
[www.clv.de](http://www.clv.de)

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen  
Grafiken: Flaticon.com  
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256643  
ISBN 978-3-86699-643-4

# INHALTSVERZEICHNIS

Die Glocke von Saint-Paul	8
Die gestiefelten Missionare	23
Märtyrer sind die Samen der Kirche	45
Flucht über die schwarzen Berge	73
Die Verhaftung	101
Im Gefängnis von Grenoble	113
Das Urteil	135
Eine Nadel ist das Zeichen	151
In La Rapines Gewalt	179
Doch der Leiden ist noch kein Ende	208
In der Krankenstube	224
Die Flucht	250
Wieder im Spital	276
Die Operation	292
Ein Lichtstrahl in die Dunkelheit	317
Die Stunde der Erlösung	340
Dem letzten Ziele zu	359
Zeittafel	384
Verwendete Literatur	389



Wir sind der Meinung, dass es die Geschichte Blanche Gamonds nicht nur verdient, gelesen und überdacht zu werden, sondern dass sie uns auch wertvoll sein kann. Heute ist es leicht, sich zum Christentum zu bekennen. Wir leben in Frieden und Freuden. Da hatten es die ersten Christen und eine große Zahl von Nachfolgern der Reformatoren anders, weshalb es gut ist, wenn Werke, die in Zeiten der Verfolgung geschrieben wurden, immer wieder erscheinen, damit sie uns die Wahrheit des Wortes unseres Heilands in Erinnerung rufen: »Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.« Da uns der Herr alle Dinge im Überfluss zukommen lässt, wollen wir uns bemühen, ihm uns selber ganz hinzugeben, Tag und Nacht zu arbeiten und mit dem Apostel zu sagen: »Herr, mein ganzes Leben weihe ich dir.«

JEAN-HENRI MERLE D'AUBIGNÉ, 1869

# DIE GLOCKE VON SAINT-PAUL



»Sie ist nicht mehr da, Monseigneur«, stammelte der schreckensbleiche Abbé Vernon und ließ verzweifelt die Schultern sinken.

»Nicht mehr da?«, fragte der Bischof, erstaunt aufhorchend.  
»Was soll das heißen?«

»Dass sie verschwunden ist, Monseigneur, spurlos verschwunden.«

»Aber das ist doch nicht möglich ...«

»Und doch ist es so. Mit meinen eigenen Augen habe ich mich unter dem leeren Glockenstuhl davon überzeugt. Sie ist tatsächlich verschwunden.«

Der Bischof, der bisher am Schreibtisch gesessen hatte, erhob sich und trat auf den ihn entgeistert anstarrenden Abbé zu. Unmut schob seine Brauen zusammen. »Aber eine Glocke pflegt doch nicht mir nichts, dir nichts zu verschwinden? Die trägt doch keiner so ganz einfach davon!«

Abbé Vernon zuckte die Schultern. »Und doch scheint sie fortgetragen worden zu sein.«

»Wie und wann wurde das festgestellt?«

»Monseigneur, war es nicht den Ketzern befohlen, rechtzeitig auf Weihnachten hin die Glocke aus ihrem Tempel herunterzuholen und für die Kathedrale auszuliefern?«

»So hatten wir es angeordnet.«

»Und da wir bereits den 23. Dezember haben ...«

»Es ist noch nicht Weihnachten, es bleibt ihnen also noch Zeit.«

»Monseigneur, es war aber nichts geschehen, was den Schluss zugelassen hätte, dass Ihrem Befehl auch wirklich nachgelebt wird.«

»Und weiter, was folgert Ihr daraus?«

»So habe ich mich denn verpflichtet gefühlt, vorsorglich bei Piffard vorzusprechen.«

»So ganz von Euch aus?«

»Monseigneur, es geschah in ehrlicher Besorgnis.«

»Und was hat dieser Piffard gesagt?«

»O Monseigneur, der Ketzerpfarrer hat sich, wie wäre es anders möglich, geradezu empörend betragen.«

»Und wie das?«

»Wenn wir die Glocke haben wollten, müssten wir uns schon selber um sie kümmern, hat er uns gesagt.«

»Unverschämte, das ist tatsächlich unverschämte. Und weiter?«

»Auf mein Drängen hin hat mich dann Piffard zum Tempel geführt. Mit einem diabolischen Grinsen, das mir nichts Gutes verhieß. Und dort habe ich entdeckt, nun eben, dass der Glockenstuhl leer, dass die Glocke nicht mehr da ist.«

»Dass die Glocke nicht mehr da ist. Dass sie von den Ketzern gestohlen wurde, dass sie irgendwo versteckt halten, dass sie sich geweigert haben, unseren Befehlen zu gehorchen. Dass sie sich der Insubordination schuldig gemacht haben, dass sie es wagen, sich über unsere Verfügungen lächerlich zu machen und damit unsere heilige Kirche zu verhöhnen.« Hier unterbrach der Bischof, Louis Albe de Roquemartine, der 92. Bischof von Saint-Paul-Trois-Châteaux, seine in leidenschaftlichem Ton vorgebrachte Anklage, presste die Fingerspitzen seiner schönen Hände gegeneinander, atmete tief und hatte nachher, wenigstens äußerlich, seine Ruhe und seine Würde beinahe wiedererlangt.



»Das wird seine Folgen haben, mein lieber Abbé. Wir danken Euch für Eure Besorgnis, die, wie mir scheint, unsere Kirche vor einer unwürdigen Situation bewahrt hat. Wir werden uns unverzüglich an den königlichen Kommissar wenden und ihn ersuchen, ein paar Kompanien seiner Soldaten in unsere von ketzerischem Unglauben verseuchte Stadt zu legen und den Anhängern der angeblich reformierten Religion ihren Hochmut und ihre Unverschämtheit auszutreiben.«

Abbé Vernon verabschiedete sich hastig, von einer Zentnerlast befreit und mit Genugtuung im Herzen, während der Bischof, innerlich doch noch nicht völlig im Gleichgewicht, ans Fenster trat und in den Garten hinunterschaute, über den der in kleinen Flocken niederrieselnde Schnee bereits eine dünne Decke gebreitet hatte.

Der Bischof war sich der Tragweite seines Entschlusses durchaus bewusst. Durch seinen Befehl würde mit Saint-Paul-Trois-Châteaux die erste Stadt im Dauphiné von königlichen Truppen heimgesucht werden. Ihm, dem Bischof Albe de Roquemartine, war es vorbehalten gewesen, die Brandfackel der öffentlichen Verfolgung in das Gezücht jener zu schleudern, die allen Rechtgläubigen ein Ärgernis, ja einen Gräuel bedeuteten. Sie hatten es gewollt – so sollten sie haben, was sie herausgefordert hatten. Was er heute, am 23. Dezember des Jahres 1682, auslöste, würde in die Geschichte eingehen. Er schloss die Augen und genoss ein paar Herzschräge lang das Bewusstsein der Macht, die ihm gegeben war.

Wenn auch die Glocke der Hugenotten verstummt war, so hatte sie nun doch noch das Sturmzeichen gegeben.

Im Jahre 1682 war, allerdings nur dem Buchstaben nach, das

Edikt von Nantes noch immer in Kraft, mit dem Heinrich IV. im Jahr 1598 den Anhängern der reformierten Religion Freiheit in der Ausübung ihres Glaubens für alle Zeiten zugesichert hatte. Dieses Edikt war von Heinrichs Nachfolger, Ludwig XIII., feierlich bestätigt worden, und auch Ludwig XIV. hatte diese von seinem Großvater erlassene Verordnung der Toleranz, die den zwei Millionen Hugenotten in Frankreich eine erträgliche Existenz unter den immer noch privilegierten achtzehn Millionen Katholiken zusicherte, zuerst 1643 und 1652 noch ein zweites Mal als immerwährend und unwiderruflich anerkannt.

Doch seit Langem schon waren im Land Kräfte am Werk, die sich mit fanatischem Eifer und systematisch durch Täuschungen und juristische Spitzfindigkeiten bemühten, das Edikt zu Ungunsten der Hugenotten umzudeuten und damit das Ziel verfolgten, Frankreich von den Hugenotten zu säubern und so das Edikt, diesen Schandfleck auf dem Schild Frankreichs, überflüssig zu machen und endlich auszumerzen.

Diesen Bemühungen stand der König, der in Fragen des Glaubens kein eigenes Urteil besaß und dem ganz andere Dinge am Herzen lagen, lange Zeit gleichgültig gegenüber. Aber seine Ratgeber verstanden es mit Geschick und Geduld, den Monarchen mehr und mehr für die Verwirklichung ihres Anliegens zu gewinnen, ja ihn schließlich davon zu überzeugen, dass es nicht nur seiner eigenen Bekehrung zu einem sittlich geordneten Leben, sondern dazu noch der Bekehrung der Ketzer in seinem Staat bedürfe, um Sühne für seinen bisherigen, durch wüste Ausschweifungen gekennzeichneten Lebenswandel zu erlangen.

Immer williger ließ er seinem ihn in dieser Richtung

beeinflussenden jesuitischen Beichtvater Père Lachaise das Ohr, und diese um 1680 in Erscheinung tretende Bekehrung des Königs stand in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem schließlichen Einverständnis zur Ausrottung des reformierten Glaubens. Mit Recht schrieb Henri Martin in seiner ausführlichen Darstellung der Zeit: »Die Bekehrung Ludwigs erwies sich für Frankreich als unheilvoller als seine vorherige sittliche Zügellosigkeit.«

Am 17. Oktober 1685 hatten dann Ludwigs XIV. Ratgeber den Monarchen so weit, dass er auf dem zierlichen Barocktisch der Madame de Maintenon in deren Salon in Fontainebleau den Widerruf des Ediktes von Nantes unterzeichnete. Doch kehren wir ins Jahr 1682 zurück!

»Man darf diese Dinge nicht überstürzen«, schrieb Madame de Maintenon, »man muss bekehren und nicht verfolgen.« Diese Bekehrung erfolgte nun allerdings auf sonderbare Weise zum Teil durch eine allmählich fortschreitende Entrechtung der Hugenotten, was zahlreiche unter diesen veranlasste, mit ihren Familien Frankreich zu verlassen, zum anderen durch Soldaten, die als »Bekehrer« eingesetzt wurden. Die Aufgabe dieser »gestiefelten Missionare«, wie Madame de Sévigné die in farbenprächtigen Uniformen steckenden königlichen Soldaten stolz bezeichnete, bestand darin, die Reformierten allein durch ihr Erscheinen in Angst und Schrecken zu versetzen, sich in ihren Häusern einzuquartieren und sie auszuplündern, um sie auf solche Weise zu veranlassen, ihren reformierten Glauben aufzugeben und römisch zu werden. Der Intendant Marillac rühmte sich, in einem einzigen Jahr 30 000 Hugenotten bekehrt

zu haben, was selbst Madame de Maintenon stutzig machte, und zu der Bemerkung veranlasste: »Ich vermag nicht zu glauben, dass alle diese Bekehrungen ehrlich sind, aber es ist doch zu hoffen, dass wenigstens die Kinder dieser Bekehrten wieder rechtgläubig sein werden. Betet zu Gott, dass er sie erleuchte. Nichts liegt dem König mehr am Herzen, als alle seine Untertanen in den Schoß der Kirche zurückzuführen und die Ketzerei zu vernichten. Das wird ihm vor Gott und den Menschen größten Ruhm einbringen.«

Die Verfügung, ein reformiertes Kirchengebäude zu schließen oder gar niederzureißen – im Gegensatz zu den katholischen Kirchen wurden die reformierten Gotteshäuser »Temple« genannt –, war leicht zu erwirken. Es genügte, dass ein Katholik oder ein zum Katholizismus übergetretener Protestant in einem »Temple« festgestellt wurde. So kam es immer wieder vor, dass die Reformierten mit Gewalt einen Katholiken aus ihrem »Temple« wegtrugen, da dieser sich nur eingeschlichen hatte, um den Katholiken zu einem Vorwand zu verhelfen, die Kirche nachher zerstören zu können. Im Jahre 1660 zählte man in Frankreich 815 reformierte Gotteshäuser, von denen bis 1684 – das Edikt von Nantes wurde erst 1685 aufgehoben – 570 geschlossen oder zerstört wurden.

Es kam häufig vor, dass man Kinder aus reformierten Familien raubte und nachher die Eltern anhielt, für die katholische Erziehung ihrer Kinder hohe Kostgelder zu entrichten. Rückfällige Personen, die sich zum Katholizismus bekehrt hatten, dann aber wieder als sogenannte Relaps zum reformierten Glauben zurückwechselten, wurden schwer gebüßt und oft mit dem Tod bestraft.

So war es in jener Zeit, als die Reformierten von Saint-Paul-Trois-Châteaux ihre Glocke nachts herunternahmen und versteckten, um die Glaubensfreiheit der Hugenotten bestellt.

Der 23. Dezember des Jahres 1682 verdämmerte.

Der 92. Bischof von Saint-Paul-Trois-Châteaux hatte eben den ihm vom Sekretär vorgelegten Brief an den königlichen Kommissar im Dauphiné unterzeichnet, als der Haushofmeister eintrat und einen Besucher meldete, der sich nicht abweisen lasse und vorgebe, für Monseigneur eine Mitteilung von größter Wichtigkeit zu haben.

»Und welcher Art soll diese Mitteilung sein?«

»Darüber, Monseigneur, hat sich der Mann nicht äußern wollen.«

Der Bischof überlegte. »Dann mag er, sobald die Lichter da sind, eintreten.«

Der Haushofmeister nahm die Weisung mit einer Verbeugung entgegen und entfernte sich, während Louis Albe ans Fenster trat und gedankenvoll in den Winterabend hinaussah. Es schneite immer noch und über der inzwischen recht ansehnlich gewordenen Schneedecke lag ein schwaches blaues Schimmern. *In wenigen Tagen schon wird nun also für die Hugenotten in Saint-Paul ein anderes Leben beginnen*, überlegte er. Aber auch ihm würde eine Zeit der Unannehmlichkeiten und vermehrter Umtriebe bevorstehen.

Da kam der Haushofmeister zurück und stellte die beiden silbernen Kerzenstöcke auf den Schreibtisch des Prälaten, zog die schweren dunkelroten Samtvorhänge vor das Fenster und legte schließlich noch Holz nach im Kamin, verkrüppeltes Holz alter Rebstöcke.

Der Bischof trat vor das aufflammende Feuer, streckte die Hände der Wärme entgegen und erwartete so den Eintritt des geheimnisvollen Besuchers.

Dieser war ein älterer Mann von gedrungener Gestalt mit einem dunklen, bartumrahmten Gesicht. Seine Haltung war kriecherisch.

»Ihr behauptet, eine Meldung von einiger Wichtigkeit für uns zu haben?«

»Von allergrößter Wichtigkeit, Monseigneur.« Der Mann verbeugte sich tief, und der Bischof sah das Weiße seiner nach oben gedrehten Augen hell aufschimmern.

»Wer seid Ihr?«

»Pierre Louvier, Monseigneur.«

»Von hier?«

»Zu dienen, Monseigneur.«

»So sprecht und fasst Euch kurz, denn unsere Zeit ist beschränkt.«

»Es betrifft die Glocke der Ketzer.«

»Ah!« Das hatte er nicht erwartet. Der Bischof trat einen Schritt zurück, um den Mann besser betrachten zu können. Er konnte sich nicht erinnern, dieses Gesicht vorher je gesehen zu haben. War alles eine Falle? Ein zweites freches Spiel der Ketzer, von Piffard ausgeheckt, dem alles zuzutrauen war?

»Ich weiß, wo die Glocke vergraben liegt.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Monseigneur ...«

»An welcher Stelle?«

»Monseigneur ...«, Louvier sah unterwürfig zum Bischof auf,  
»Monseigneur werden Verständnis dafür haben ...«

»Fünf Pistolen.«<sup>1</sup>

»Monseigneur, ich bitte, zu bedenken ...«

»Zehn, zwölf.« Man hörte seiner Stimme an, wie widerlich ihm der Handel war.

»Achtzehn, Monseigneur.«

»Einverstanden. Der Haushofmeister wird Euch das Geld nachher aushändigen.«

»Monseigneur verpflichtet mich zu ewiger Dankbarkeit.«

»Und das Geheimnis?«

»Monseigneur, ich gehörte auch einmal zur angeblich reformierten Religion, bis ich durch die Gnade der Vorsehung aus dem Irrtum hinausgeführt worden bin. Aber ich habe unter den Ketzern auch heute noch Bekannte, die mich, da ich ihnen versicherte, im Herzen nach wie vor einer der Ihrigen zu sein, ins Vertrauen gezogen haben. Ich war dabei, als in der Nacht vom 21. Dezember die Glocke heruntergeholt wurde, ich war dabei, als man sie fortschaffte, auf einem Karren, dessen Räder mit Lappen umwickelt waren, ich habe zugeschaut, wie man die Glocke in einem vorbereiteten Versteck vergrub.«

»Und wo ist dieses Versteck?«

»Außerhalb der Stadt. Im Weingarten Michel Gamonds. Dicht hinter der Mauer, in der Abfallgrube.«

»Ist das weit von hier?«

»Der gnädige Herr könnte zum Abendessen zurück sein.«

Der Bischof starrte überlegend in das Feuer. »Es ist tatsächlich

---

1 Anmerkung des Herausgebers: Die Pistole, auch »Louis d'or« genannt, ist die Bezeichnung einer ab 1640 in Frankreich eingeführten Goldmünze. Eine Pistole entspricht dem heutigen Geldwert von etwa 170 Euro.

eine interessante Meldung, die, wenn sie der Wahrheit entspricht ...«

»Monseigneur!«

»... achtzehn Pistolen wohl wert ist. Wir werden veranlassen, dass das Versteck unverzüglich gehörig bewacht und damit ein nochmaliges Verschwinden der Glocke verhindert wird. Man wird sie später im Triumph in die Stadt zurückbringen. Es ist gut, Louvier, wir werden dem Haushofmeister die erforderlichen Weisungen erteilen.«

Der Dunkle verbeugte sich, murmelte Dankesworte und entfernte sich.

Nachdem der Bischof mit dem Haushofmeister gesprochen hatte, trat er wieder ans Feuer. *Michel Gamond*? Wer war dieser Michel Gamond, der seinen Rebgarten vor der Stadt als Versteck für die gestohlene Ketzerorglocke zur Verfügung gestellt hatte? »Wir werden veranlassen, dass ihm die Dragoner in besonderer Weise aufsässig sein werden, wir werden ihn kleinkriegen, wer er auch sei.«

Noch am selben Abend ließ er sich vom Gemeindeschreiber die gewünschten Auskünfte erteilen.

»Michel Gamond ist ein Ketzer, doch ein wohlhabender Mann.«

»Den wir ihm abgewöhnen werden.«

»Monseigneur?«

»Den Reichtum meinen wir«, lächelte der Bischof.

»Ach so, natürlich. Seine Frau heißt Benoîte Malarte<sup>2</sup>.«

---

2 Zu jener Zeit behielt eine Frau auch nach ihrer Verheiratung ihren Mädchennamen bei. Die Frau Michel Gamonds wurde also nicht Frau Gamond, sondern weiterhin, wie vor ihrem Ehestand, Benoîte Malarte genannt.



»Sind Kinder da?«

»Zwei. Der Sohn Claude und eine Tochter Blanche.«

»Und ihr Alter?«

»Der Sohn wird zwanzig, einundzwanzig Jahre alt sein. Seit einigen Jahren hält er sich nicht mehr in Saint-Paul, sondern in Paris auf.«

»In welcher Eigenschaft?«

»Monseigneur, das entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe gehört, er diene beim Militär, doch ist das nicht verbürgt.«

»Und die Tochter?«

Der Gemeindeschreiber überlegte. »Sie wird achtzehn sein«, rechnete er aus. »Ehe ich herkam, habe ich in den Büchern nachgeschlagen. Sie ist 1664 hier in Saint-Paul geboren worden. Monseigneur hat sie bestimmt schon gesehen. Sie fällt auf durch ihr ungewöhnlich schönes rotgoldenes Haar.«

Der Bischof lächelte. »Nicht, dass wir wüssten. Wir pflegen die Frauen und Töchter der Ketzer nicht so genau zu betrachten.«

»Verzeihung, Monseigneur. Michel Gamond hat ein Haus in der Stadt. Ein schönes Haus. Und außerhalb der Stadt besitzt er Äcker und Felder, Weingärten und ausgedehnte Maulbeerbaumpflanzungen. Die Seide hat Gamond reich gemacht.«

»Ist da nicht zu bedauern, dass er in seinem Irrtum verharrt?«

Zu dieser ihm verhänglich vorkommenden Frage wagte sich der Gemeindeschreiber nicht zu äußern.

»Wir werden versuchen, mit ihm zu reden. Vielleicht werden ihn die Dragoner zugänglicher machen für unser Angebot.«

In den ersten Wochen des neuen Jahres kam aus Montélimar die Schreckenskunde, dass dort der achtundzwanzigjährige Advokat Moses Chamier um seines reformierten Glaubens willen hingerichtet worden sei.

»Entsetzlich«, flüsterte Benoîte Malarte und legte den Löffel auf den Teller. Sie hätte jetzt keinen Bissen mehr hinuntergebracht. »Und wessen haben sie ihn beschuldigt?«

»Er war einer der hundertzwanzig Reformierten, die sich nach Bourdeaux aufgemacht hatten, um dort an einer religiösen Versammlung teilzunehmen. Unterwegs wurden sie von Dragonen überfallen. Sie setzten sich den Angreifern gegenüber zur Wehr, wurden aber, da sie ja keine Waffen mit sich trugen, bald überwältigt. Vor dem Haus seines eigenen Vaters, der auch ein Advokat ist, ist Chamier gerädert worden«, fuhr Michel Gamond in seinem Bericht fort.

»Gerädert?«, fragte Blanche Gamond und richtete den Blick ihrer großen Augen nachdenklich durch das Gemäuer in eine nur ihr erkennbare Ferne. Ihr volles rötliches Haar, das ihr ebenmäßiges, eher bleiches Gesicht umrahmte, war in der Tat von auffallender Schönheit.

»Er ist ein frommer Mann gewesen, der mit seinem Mut und seiner Standhaftigkeit alle Zuschauer mit Staunen erfüllte.«

»Dass Menschen auch nur die Grausamkeit aufbringen können, zuzuschauen, wie einer zu Tode gefoltert wird!«, entsetzte sich Blanches Mutter.

»Und doch hat er mit seinem zuversichtlichen Sterben vielleicht noch mehr als in seinem Leben für Gott gezeugt«, sagte Gamond nachdenklich. »Märtyrer sind bekanntlich der Same der Kirche.«

»Wie hat er denn sterbend für Gott zeugen können?«, fragte Blanche mit ihrer ruhigen dunklen Stimme den Vater.

»Er hat weder geklagt noch geschrien, sondern immer nur und immer wieder Gott gepriesen, als sie ihm, während er auf dem Rad lag, mit einer Eisenstange die Glieder zerschlugen.«

»Furchtbar!«

»Fünffzigmal haben sie zugeschlagen, ehe sie ihm den Gnadenstoß versetzten. Er muss unvorstellbare Schmerzen ausgestanden haben, und trotzdem haben sie erst nach drei Tagen den Entschluss gefasst, ihn fertigzumachen.«

»Wer so etwas übers Herz bringt, ist kein Mensch.«

Während der Mahlzeit und nachher, als sie den Tisch abräumte, kreisten Blanches Gedanken unablässig um das Martyrium des Monsieur Chamier. Immerzu musste sie an ihn denken, der Gott gelobt und gepriesen hatte, während ihm die Henkersknechte die Glieder brachen. Und ein Erschrecken durchzuckte sie, als mit einem Mal die Frage vor ihr stand, ob sie wie die Märtyrer das Rad oder das Feuer ertragen könnte, wenn Gott sie für eine solche Prüfung ausersehen sollte. Und sie trat, um sich zu prüfen, an den Kamin und streckte die Hände in die Flammen. Aber als das Feuer ihre Finger verbrannte, zuckte sie zusammen und fuhr mit den Händen zurück. Nein, diese Kraft brächte sie nicht auf. Oder war es so, dass im gleichen Maß, wie die auferlegten Prüfungen zunahmen, durch die Gnade Gottes auch die Kraft vermehrt wurde, die erforderlich war, um die Prüfungen zu bestehen?

»O Gott«, betete sie, »wir sind ja so schwache Menschen. Erweise mir doch die Gnade, dass ich die Welt und alles, was in ihr ist, nicht mehr liebe. Gib, dass ich mich selbst aufgebe und

in dieser Welt lebe, als lebte ich gar nicht mehr, damit mir der Himmel als Heimat bewahrt wird. Verleihe mir die Gnade, dass ich, sofern ich am Leben bleibe, in dir lebe und dass, wenn ich sterbe, ich in dir sterbe und dass von nun an keine Macht mich deiner Hand zu entreißen vermag.«

# DIE GESTIEFELTEN MISSIONARE



Es dauerte Wochen, bis dem Ansuchen des Bischofs von Saint-Paul-Trois-Châteaux entsprochen wurde. Aber im Februar des Jahres 1683 rückten dann sechs Kompanien Dragoner des Regiments Vendôme in ihren schmucken Uniformen, mit fliegenden Mänteln und wehenden Federbüschen, in die Stadt ein und wurden da, den Anordnungen des Bischofs gemäß, in den Häusern der Reformierten einquartiert. Zuerst wurden Pfarrer Piffard und Michel Gamond bedacht, die beiden, die sich im Handel mit der Ketzer Glocke in besonders verwerflicher Weise hervorgetan hatten.

Acht dieser gefürchteten Gesellen zogen ins Haus der Gamonds ein und hausten da wie die leibhaftigen Teufel. In den drei Kammern, die sie für sich beanspruchten, schlugen sie außer den Schlafstellen alles, was herumstand, kurz und klein – zum einen, um Platz zu gewinnen, und zum anderen, um das Holz für den Kamin nicht weit hertragen zu müssen. Dann drangen sie in den hinter dem Haus gelegenen Schweinestall, wo sie unter wildem Gelächter gleich zwei Tiere abschlachteten, deren halbierte Leiber sie über den Hof ins Haus schleppten und da alles mit Blut bespritzten und besudelten. Sie verbrachten zwei Nächte damit, Fleisch auf der Glut zu braten. Dazu mussten ihnen die Gamonds Brot herbeischaffen, Suppe kochen und Wein aus dem Keller heraufholen.

Vater und Mutter wachten ängstlich darüber, dass Blanche mit diesen kraftstrotzenden Kerlen, die wie Hengste waren, nicht in Berührung kommen sollte. Aber natürlich war es nicht zu vermeiden, dass sie schon am zweiten Tag das Mädchen sahen und einer es grölend anrempelte: »He, du goldhaariges

Bettkätzchen, gerade du hast mir noch gefehlt. Komm her und sei lieb mit mir!«

»Lasst mich in Ruhe, ihr Niederträchtigen!« Und mit einer Kraft, die ihr der verdutzte Bursche nicht zugetraut hätte, entwand sie sich seinen Armen.

»Oho, so ist das gemeint? Aber das wird sich schon geben. Du bist wahrhaftig nicht die erste ...«

Blanche schlug die Tür hinter sich zu, presste die Hände auf die Brust und floh atemlos in ihre Kammer hinauf, wo sie in wilder Angst die Tür hinter sich verriegelte. Sie wusste, was sie zu erwarten hatte; die Gewissenlosigkeit und Grausamkeit der Dragoner, die im Volk die gestiefelten Missionare genannt wurden, war überall bekannt. Die Kerle konnten sich einen Spaß daraus machen, ihre Opfer an den Kaminketten aufzuhängen, sodass ihre nackten Füße über der Glut hingen. Und dass Frauen und Mädchen nicht sicher waren vor der Lüsternheit dieser Ungeheuer, die den ganzen Tag herumlagen, sich vollfraßen und betranken, war selbstverständlich.

In ihrer Angst um ihre bedrohte Tochter beschloss Benoîte, beim Bischof vorstellig zu werden, um seine Hilfe anzurufen. Ein Kirchenfürst würde ihr doch wohl beistehen im Bemühen, eine solche Schändlichkeit zu verhindern. Ach, nie hätte sie geglaubt, ihren Fuß je in dieses Haus zu setzen, aus dem ihr die Süße von Weihrauch entgegenschlug. Doch wusste sie in ihrer Not keinen anderen Weg.

Sie wurde sofort vorgelassen und vom Bischof mit einer sie überraschenden Freundlichkeit empfangen. »Ihr also seid die Frau Michel Gamonds?«

»Zu dienen, gnädiger Herr.«

»Ihr leidet unter der Besatzung und kommt, Euch zu beschweren?«

»So ist es.«

»Aber Ihr seid Euch doch bewusst, dass Ihr das alles Euch selbst zuzuschreiben habt? Eurer Verblendung, Eurer Verstocktheit und Eurem Ungehorsam, der Kirche und dem König gegenüber?«

Benoîte blieb eine Antwort schuldig und senkte nur den Kopf, was Zustimmung oder Verneinung bedeuten konnte.

»Ihr Mann hat sich in besonderer Weise gegen die Anordnungen der heiligen Kirche rebellisch benommen, doch, doch, wir sind genauestens unterrichtet.«

»Sie zerstören uns alles, und nur aus Mutwillen haben sie gestern ein ganzes Fass Wein auslaufen lassen.«

»Schade um den guten Wein, gewiss, aber wie gesagt, das alles habt Ihr selbst verschuldet. Ihr könntet es anders haben, das ist Euch doch bekannt.«

»Nun sind sie hinter meiner Tochter her ...«

»Wir erinnern uns, es handelt sich um das Mädchen mit dem schönen rotgoldenen Haar ...«

»Gnädiger Herr?«

»Wir sind in allen Stücken bestens ins Bild gesetzt worden, haben wir das nicht schon gesagt?«

»Aber eine solche Schändlichkeit könnt Ihr doch nicht zulassen!«

»Ich wiederhole, dass Ihr das alles leicht anders haben könnt. Ihr braucht nur zu versprechen, zu wechseln. Ihr und Eure Familie. Dann wird Euch der Schaden, den Ihr durch die Einquartierung der Soldaten erlitten habt, anstandslos und



reichlich vergütet. Aus dem Geld, das Ihr da vor mir auf dem Schreibtisch liegen seht. Die Entscheidung liegt bei Euch.«

»Den Glauben wollt Ihr uns abkaufen?«, entsetzte sich Benoîte. »Nein, Herr, so weit habt Ihr uns noch nicht.«

Und voller Entrüstung und tief bekümmert darüber, nichts ausgerichtet zu haben, kehrte sie nach Hause zurück.

Schon am nächsten Tag meldete sich der Haushofmeister aus dem bischöflichen Palast bei Michel Gamond: »Der gnädige Herr bedauert es unendlich, dass Ihr so viel Unrecht zu ertragen und solchen Schaden zu erleiden habt. Er wiederholt sein gestriges Angebot, Euch alles zu ersetzen und zusätzlich noch jedem von Euch hundert Pfund<sup>3</sup> auszuzahlen. Die Bedingung ist Euch bekannt.«

Blanche war dabei, als die Eltern mit dem Haushofmeister sprachen. Ruhig überlegend hatte auch sie auf seine Worte gehört und erklärte nun an ihres Vaters Stelle: »Herr, Euer Geld wollen wir nicht.«

»Wie ist das gemeint, Mademoiselle?« Der Haushofmeister, Gamond einen fragenden Blick zuwerfend, wandte sich dem Mädchen zu, dessen auf ihm ruhender Blick ihn jedoch zu verwirren schien.

»Es ist so gemeint, wie ich es gesagt habe. Erstens ist das Geld, das Ihr uns im Auftrag des Bischofs anbietet, den Brüdern und Schwestern unseres Glaubens gestohlen worden. Und zweitens ist der wahre Glaube eine Gabe Gottes, die weder mit Gold noch mit Silber erkauft werden kann.«

---

3 Ein Pfund entspricht dem heutigen Geldwert von etwa 10 Euro.

»Mademoiselle«, sagte der Haushofmeister mit drohend erhobener Stimme, »Eure Worte scheinen mir von einer gefährlichen Offenheit zu sein.«

»Das mögt Ihr beurteilen. Aber wir lassen uns unseren Glauben nicht abkaufen, der mehr wert ist als Eure Religion, da Ihr uns sonst nicht Geld dafür anbieten müsstet. Ist Euch nicht bekannt, dass der Herr Jesus seinen Jüngern, als er sie aussandte, verbot, Geld oder Schwerter mit sich zu nehmen? Was aber tut Ihr? Ihr lauft von Haus zu Haus mit Geld in den Händen, und Eure Soldaten tragen Säbel mit sich. Gestern drohten sie, uns abzuschlachten. Auf solche Weise wollt Ihr Anhänger für Eure Religion gewinnen? Über einen derartigen Unverstand können wir nur staunen.«

Der Haushofmeister, dem weder von Michel Gamond noch von Benoîte Malarte Hilfe wurde, da das, was ihre Tochter eben gesagt hatte, ihrer eigenen Auffassung entsprach, musste wohl einsehen, dass hier nichts auszurichten war. So stieß er nur Verwünschungen aus und verließ zornig das Haus, im Vorbeigehen die Soldaten ermunternd, nur zu tun und zu lassen, wonach es sie gelüste, diese Ketzer hätten es in ihrer Verstocktheit und Überheblichkeit nicht anders verdient.

Die halbbetrunkenen Burschen antworteten mit Gejohle und wüstem Geschrei, riefen nach Gamond und jagten ihn in den Keller, um ihnen zwei Krüge Wein zu holen.

Ein paar Tage später erschien in Saint-Paul der königliche Kommissar, denn es sollte auf Drängen des Bischofs nun endlich die irrgläubige Glocke der Hugenotten aus ihrem Versteck gehoben und mit großem Aufzug in die Kathedrale gebracht werden. Vor dem Fest aber hatten alle in der Stadt stationierten

Soldaten vor dem Kommissar zu paradieren. Sie versammelten sich auf dem freien Platz vor Gamonds Haus, und es lief viel Volk zusammen, um sich von dem sich vorbereitenden bunten Schauspiel nichts entgehen zu lassen.

»Nun, ihr Herren«, rief eine der herumstehenden Frauen zu den wartenden Soldaten hinüber, »seid ihr nicht hierhergeschickt worden, um der Ketzerei endlich den Garaus zu machen? Warum bringt ihr die Gamonds, denen dies Haus gehört, nicht mit Gewalt dazu, endlich zu wechseln?«

»Tun wir nicht alles, um den Ketzern zur Last zu fallen und ihnen unsere Einquartierung zu verleiden?«

»Mit euren Methoden werdet ihr die nie zur Einsicht bringen. Die sind zu verstockt.«

»Was könnten wir anderes tun?«

»An eurer Stelle nähme ich mir vorerst einmal die Tochter vor, die ist die Schlimmste von allen. Mit Gewalt müsstet ihr sie in die Kathedrale hineintragen. Ihr habt doch starke Arme, warum tut ihr es nicht?«

»Wir können es ja versuchen, wenn uns die rothaarige Hexe das nächste Mal über den Weg läuft.«

Da die Tür des Hauses offenstand und Blanche in der Küche eben damit beschäftigt war, die Suppe für die Soldaten zu kochen, hatte sie mitangehört, was zwischen den Soldaten und der ihr übel gesinnten Nachbarin gesprochen worden war. Sie trocknete die Hände an der Schürze ab und trat unter die Tür: »Da bin ich auch schon, eure rothaarige Hexe. Nun, ihr seid so viele, warum kommt ihr nicht, um eure Prahlerereien in die Tat umzusetzen? Weshalb versucht ihr es nicht? Ich fürchte keinen von euch und auch alle miteinander nicht. Aber lasst es euch

gesagt sein: Lieber ließe ich mich zum Galgen hintragen als in euren Götzentempel.«

»Habt ihr gehört, wie sie lästert?«, keifte die Frau. »So stopft ihr nun doch endlich ihr Lästermaul!«

»Verlasst euch darauf, wir werden sie uns vornehmen, sobald wir zurück sind.«

»Warum reizt du sie immer wieder von Neuem gegen uns auf?«, warf Benoîte nachher ihrer Tochter vor, als die Soldaten abmarschiert waren und das schaulustige Volk sich zerstreut hatte. »Haben wir nicht schon genug unter ihnen zu leiden?«

»Wie sollte ich nicht, Mutter, da uns doch geboten ist, für unseren Glauben zu zeugen?«, gab Blanche ruhig zur Antwort. Dann stieg sie in ihre Kammer hinauf.

Ein paar Tage später fand dann das von der katholischen Bevölkerung von Saint-Paul-Trois-Châteaux längst herbeigesehnte Fest der Heimbringung der Glocke statt. Schon in aller Frühe strömten die Schaulustigen zu den Weingärten hinaus, und als dann zu den Klängen schmetternder Fanfaren und unter Trommelwirbel der Klerus im Schutz der königlichen Truppen daherkam, voran die Dragoner in ihren bunten Uniformen und hinter ihnen die kirchlichen Würdenträger, mit farbenprächtigen Gewändern angetan, da brach das in dichten Reihen harrende Volk in Jubel aus.

In feierlicher Zeremonie wurde die Glocke aus ihrem bewachten Versteck gehoben und auf den mit Blumen und bunten Tüchern geschmückten Karren geladen, worauf sich der Festzug bildete, der die Glocke unter den Freudenrufen der Bevölkerung aus ihrer Verbannung nach Saint-Paul zurückgeleitete, wo dann vor der Kathedrale ihre feierliche Einsegnung stattfand.

Nachdem die kleine silberne Glocke vom Wagen heruntergenommen worden war, trat der Bischof in vollem Ornat vor sie hin, besprengte sie mit Weihwasser, während die Ministranten ihre Weihrauchfässer gegen sie schlangen und ganze Wolken süßen, bläulichen Rauches über sie wegziehen ließen. Und dann, als die Glocke auch noch getauft war, wurde sie an Stricken in den Turm hinaufgezogen, wo die übrigen Glocken sie mit lautem Schall empfingen.

Verständlicherweise blieben die meisten der Hugenotten diesem Fest der katholischen Kirche fern. Nur ein paar wenige von ihnen sahen, abseitsstehend, finsternen Blicks dem sich vollziehenden Schauspiel zu, mit dem ihnen ihre Glocke genommen wurde, deren Stimme sie in glücklicheren Zeiten so oft zum Gottesdienst gerufen hatte. Dass sie hatte wechseln müssen, sollte ihnen selbst ein Ansporn sein, nur um so standhafter in ihrem Glauben zu verharren.

Reformierte Gottesdienste hatten seit Weihnachten in Saint-Paul keine mehr stattgefunden. Der Tempel war verschlossen worden und der Bischof wartete mit Ungeduld auf die königliche Ermächtigung, das Gotteshaus der Hugenotten niederzureißen und dem Erdboden gleichzumachen.

Nur in La Tulette wurde noch protestantisch gepredigt. Aber La Tulette lag zwei Wegstunden von Saint-Paul entfernt. Dieser Weg hätte Blanche durchaus nicht abzuschrecken vermocht, und immer wieder bedrängte sie die Mutter, sie doch zum Gottesdienst hingehen zu lassen.

Aber Benoîte erlaubte es nicht. »Nie und nimmer lasse ich zu, dass du das Haus verlässt. Du kämest nicht mehr zurück.« So inständig Blanche auch flehte, ihre Mutter blieb hart. »Halte

dich an die Heilige Schrift. Ihre Kenntniss ist die beste Waffe, um unseren Feinden zu begegnen.«

Die Dragoner versuchten schließlich tatsächlich, Blanche mit Gewalt in die Kathedrale zu schaffen. Der Bursche, der sich mit der Nachbarin unterhalten hatte, nahm es offenbar auf seine Ehre, dass das der roten Hexe angedrohte Exempel auch statuiert wurde. Sobald er sie im Haus sah, packte er sie und hob sie auf die Arme. Blanche wehrte sich verzweifelt. Sie schlug um sich, biss und kratzte. »Lasst mich los!«

»Erst, wenn wir miteinander zur Kirche gegangen sind«, keuchte der Bursche, dem auf das Geschrei hin ein paar seiner Kameraden zu Hilfe eilten. »Packt sie, die Hexe, sie hat mir das Ohr halb abgebissen.«

»Die Furie hat wahrhaftig den Teufel im Leib.«

»Den wollen wir ihr in der Kirche austreiben lassen. Vorwärts, packt sie an den Füßen, Gaston und ich halten sie an den Armen fest.«

Zeternd und schreiend bemühte sich die Mutter, sich zwischen die Soldaten zu drängen und sie von ihrem wüsten Vorhaben abzubringen.

»Schert Euch zum Teufel, sonst nehmen wir Euch ebenfalls mit!«

»Erbarmen!«, zeterte Benoîte. »So habt doch Erbarmen! Habt ihr denn kein Herz im Leib?«

»Ein Herz haben wir schon, aber nicht für Ketzer. Und nun verschwindet!« Und damit schleppten sie die sich heftig wehrende Blanche auf die Straße hinaus, wo sich auf den Lärm hin bereits Neugierige eingefunden hatten. »Es geschieht ihr ganz recht, macht nur endlich Ernst mit ihr!«

Doch in eben diesem Augenblick gelang es Blanche, sich den Händen ihrer Peiniger zu entwinden. Und noch ehe die Soldaten begriffen, was passiert war, war das Mädchen auch schon auf und davon. Sie sahen gerade noch den roten Haarschopf hinter einer Hausmauer verschwinden. Fluchend setzten sie sich in Trab, um die Verfolgung aufzunehmen, aber als sie das Haus erreichten, hinter dem Blanche verschwunden war, war von ihr weit und breit nichts mehr zu sehen. Wenn auch nicht der Erdboden, so musste eines der Häuser sie verschluckt haben. O diese Ketzer! Das Zeug hielt zusammen wie die Kletten.

Nahezu ein Vierteljahr lagen die Dragoner im Hause Michel Gamonds. Als die Tiere geschlachtet waren, die im Stall gestanden hatten, zwangen sie Gamond, sie auf andere Weise mit Fleisch zu versorgen. Auch von den reichen Vorräten im Keller war nichts mehr vorhanden, und Gamond war genötigt, bei Nachbarn Esswaren und Wein aufzukaufen, um die königlichen Soldaten verköstigen zu können, wie ihm das auferlegt war.

»O diese Heimsuchung!«, stöhnte er. »Die Gauner haben mich zugrunde gerichtet!«

Um die Stadt herum begannen nun die Pfirsich- und Mandelbäume zu blühen und das alte Gemäuer in rosiges Gewölk einzuhüllen. Die Wiesen waren übersät mit den blassgelben Sternen der Primeln und an den Wegrändern dufteten die Veilchen. Und es kamen die stillen schönen Abende, an denen ein goldenes Leuchten das Blau des Himmels warm zu überstrahlen begann. Warum nur brachten die Menschen so viel Leid in diese schöne Welt?

Doch dann im April, am Tag vor Ostern, wurden die gestiefelten Missionare ganz unerwartet von Saint-Paul abgezogen.

Erst konnten die Reformierten es gar nicht fassen, dass sie so plötzlich von diesem Schrecken und dieser Heimsuchung befreit sein sollten. Dann aber fiel die Last von ihren gequälten Herzen. Gott lebte noch und hatte sich ihrer erbarmt. Er hatte ihre Zweifel und ihren Kleinmut zuschanden gemacht, und seine Gnade strahlte über ihnen als die helle Ostersonne. Zwar war ihr Gotteshaus verschlossen und Pfarrer Piffard von den Schergen weggeführt worden und keiner wusste, was mit ihm geschehen war, ob er überhaupt noch lebte. Aber nun hatte der Herr die Sonne von Neuem über ihnen aufgehen lassen, aus dem Karfreitagsdunkel waren sie erlöst und hineingeführt worden ins Osterlicht. Hatten sie da nicht allen Grund, Gott zu preisen und ihm dankbar zu sein?

Als Michel Gamond mit seiner Frau und seiner Tochter am Ostertag zu seinen Weingärten hinausging und um sie her alles ein Blühen und Leuchten war, sagte Blanche nach ernstem Sinnen: »Wir müssen Gott anrufen in Zeiten, in denen es uns gut geht, damit er uns hilft, wenn die Zeiten der Anfechtung kommen. Wir müssen ihn bitten, solange wir gesund sind, damit uns seine Hilfe zuteilwird, wenn Krankheiten und andere Übel uns heimsuchen.«

»Du freust dich nicht über diesen strahlenden Tag?«, fragte der Vater.

»Doch, Vater, gewiss freue ich mich. Aber ich weiß, dass schweres Gewölk den Himmel verfinstern wird, und dass wir dann stark sein müssen, um widerstehen zu können.«

Gamond und seine Frau wechselten einen betroffenen Blick, und das Wort ihrer Tochter legte sich wie der Schatten einer Wolke auf ihre Osterfreude. Sie setzten ihren Weg fort



zu den Weingärten hinaus, und sie waren nicht die einzigen, die es hinausgelockt hatte in den strahlenden Frühlingsmorgen. Gamond konnte sich nicht sattsehen an der blühenden Pracht der Bäume. Sie versprachen eine reiche Ernte. Wollte Gott ihnen mit dem zu erwartenden Segen ersetzen, was die Horde der einquartierten Dragoner ihm an Schaden zugefügt hatte?

Und wahrhaftig, Sommer und Herbst hielten, was der Frühling verheißen hatte. Gamond konnte sich nicht erinnern, dass die Pfirsichbäume und die Mandelbäume schon einmal einen solchen Ertrag gebracht hatten, doch es gedieh auch das Korn, und die Rebstöcke beugten sich bereits unter der Last der schweren, sich rötenden Trauben. Und nie waren die Seidenkokons schöner und größer ausgefallen als in diesem Jahr, und sie hatten Gamond immer zu seinen hauptsächlichen Einnahmen verholfen. Lag es an Blanche? Hatte sie für die Betreuung des Samens ein besonderes Geschick? Zu jener Zeit nämlich sammelten die Frauen und Töchter die Eier der Seidenfalter in leinene Säckchen, hängten diese an einer Schnur um den Hals und wärmten sie so an ihrer Brust, bis die Räupchen ausschlüpften und fortan oben im Haus unter dem warmen Dach auf langen Tischen täglich mit frisch gepflückten Blättern des Maulbeerbaums gefüttert wurden, bis sie sich vollgefressen hatten und sich verpuppten, sich mit ihrem Faden in die cremefarbenen Kokons einzuspinnen begannen, die dann gebrüht und von den behutsamen Fingern der Frauen abgewickelt wurden. Ja, es lag sichtbar über allem der Segen des Herrn. Und zuversichtlich wähnten viele der Hugenotten die schwersten Prüfungen bereits hinter sich und hofften, nach den Schrecken und

Kümmernissen stehe ihnen nun wieder eine Zeit des Friedens und des sich mehrenden Wohlstandes bevor.

Aber in diesem unbegründeten Optimismus, den Elie Benoît, der bedeutendste Hugenottenschriftsteller jener Zeit, als die größte Schwäche der Protestanten bezeichnete, sahen sich die Reformierten bald bitter enttäuscht. Denn schon im September, noch ehe Michel Gamond alles Korn eingebracht und mit der Traubenernte noch gar nicht begonnen hatte, brach das Unheil erneut und noch heftiger als das erste Mal über die Hugenotten von Saint-Paul-Trois-Châteaux herein. Sie hatten nämlich, da ihr Gotteshaus auf Geheiß des Bischofs verschlossen worden war, damit begonnen, heimlicherweise und zumeist in der Nacht außerhalb der Stadt an einem abgelegenen Ort zusammenzukommen, mal in einem Wald, in einem verlassenen Steinbruch oder auch in einem der Häuschen, die einsam in den Weingärten standen, um da ihre Gottesdienste abzuhalten.

Diese Flucht der protestantischen Kirche in den Schutz der Verborgenheit ließ nach und nach die zum festen Begriff werdende Bezeichnung »Kirche in der Wüste« aufkommen, die dann 1685 mit dem völligen Verbot der Ausübung der protestantischen Religion zum eigentlichen Symbol für die aller Verfolgung widerstehende hugenottische Kirche geworden ist. Die Bezeichnung geht auf Vers 6 in Kapitel 12 der Offenbarung zurück: »Und die Frau floh in die Wüste, wo sie eine von Gott bereitete Stätte hat«. Die Frau ist die christliche Gemeinde, die vor dem Ende der Tage noch schweren Verfolgungen ausgesetzt ist. Mehr und mehr ist die evangelische Kirche Frankreichs zur verborgenen christlichen Gemeinde in der Verfolgung, eben zur »Kirche in der Wüste«, geworden. Die von den verbotenerweise

noch oder wieder amtierenden Pfarrern ausgestellten Tauf- und Traubescheinigungen wurden anstelle eines gefährlichen Ortsnamens mit der Bezeichnung *au desert*, in der Wüste, versehen.

Diese heimlichen Gottesdienste nahm der Bischof von Saint-Paul zum Anlass, um erneut die Einquartierung gestiefelter Missionare anzufordern, um endlich den Hochmut und Starrsinn der Hugenotten zu brechen. Als Vorwand diente ihm das sogenannte »Lager des Ewigen«, eine heimliche Zusammenkunft von Reformierten im Wald von Saou in der Nähe von Die, das im August 1683 stattgefunden hatte und an dem erneut die Hoffnung zum Ausdruck gebracht worden war, dass durch eine Amnestie den Reformierten ihre abgesprochenen Rechte wieder zuerkannt würden.

Diesmal waren es vier Kompanien des Regiments Arnaud-fini, die in die Stadt einfielen und die Reformierten von Neuem in Angst und Schrecken versetzten. Zwanzig Dragoner hatte allein Michel Gamond auszuhalten, und so dauerte es nicht lange, bis die eben eingebrachten Vorräte und der Rest der Ernte von dieser wilden Horde vertan waren. Das Korn wurde den Pferden verfüttert, und wiederum stand hohläugig die Not vor der Tür. Von den Glaubensgenossen war längst nichts mehr zu kaufen, da sie ja selbst von den königlichen Teufeln heimgesucht und allen Besitzes beraubt wurden, und den Römischen war es, auch wenn sie dazu noch bereit gewesen wären, unter Androhung strenger Strafen untersagt, den Ketzern etwas abzugeben. Denn eben durch diese Notlage sollten die Hugenotten weich gemacht und dazu gebracht werden, ihren Glauben endlich aufzugeben und zur römischen Religion hinüberzuwechseln.

Als die Dragoner sein Haus in Besitz genommen und in kürzester Zeit und unter wüstem Lärm und Geschrei die ganze, wieder einigermaßen instand gestellte Einrichtung in ein wildes Durch- und Übereinander verwandelt hatten, entschloss sich Gamond schweren Herzens, zwei Schafe zu schlachten. Was blieb ihm anderes übrig, als sich zu fügen?

»Was soll das?«, schrie der Sergeant ihn an. »Friss dein stinkendes Schafffleisch selber. Wir sind im Auftrag des Königs hier und sind an andere Kost gewöhnt.«

»Aber ich habe nichts anderes!«, jammerte Gamond.

»Dann geh den Wirtshäusern nach, bis du gefunden hast, was wir haben wollen: Rebhühner, Tauben und Trüffeln! Untersteh dich, mit leeren Händen zurückzukommen!«

Erschreckt machte sich Gamond auf den Weg, doch wie er im Voraus gewusst hatte, gelang es ihm nicht, auf seinem Bittgang etwas aufzutreiben.

Da fielen die Dragoner über ihn her, drohten ihm, ihn in die Jauchegrube zu werfen, wenn er sich nicht unverzüglich zum katholischen Glauben bekehre, und als Gamond traurig den Kopf schüttelte und erklärte, dass er lieber sterben als Christus verraten wolle, banden sie ihm unter den Armen einen Strick um den Leib und hängten ihn eine Nacht lang an den Fensterbalken.

»Man gebe den Soldaten die Erlaubnis, sehr zuchtlos zu leben«, hatte Louvois gefordert, und diese Erlaubnis war diesen absonderlichen Missionaren auch erteilt worden, denn »es ist der Wille Seiner Majestät, dass die Leute, die sich weigern, seine Religion anzunehmen, mit äußerster Härte behandelt werden. Wer für sich den törichtesten Ruhm in Anspruch nehmen möchte,

am längsten getrotzt zu haben, der soll dafür bis zum Äußersten büßen.«

Dass die königlichen Bekehrer Männern mit Kerzen die Bärte absengten oder ihnen die Haare büschelweise ausrissen, mutet noch harmlos an im Vergleich zu den Grausamkeiten, die etwa Charles Jeune in Villeneuve zu erdulden hatte, als die in seinem Haus einquartierten Dragoner ihn zwangen, die auf der Herdglut röstende Hälfte eines Kalbes mit bloßen Händen zu wenden, wobei er sich Gesicht, Hände und Beine verbrannte. An seinen Qualen sich weidend, nötigten sie ihn dann, die Beine unter den Bratspieß zu strecken, worauf sie ihm einen Topf erhitztes Fett darüber gossen, allerdings, ohne ihn damit zum Aufgeben seines reformierten Glaubens bringen zu können.

Ja, in vielen Fällen wurde gerade durch derartige Grausamkeiten der Widerstandswille der Hugenotten nur noch gestärkt, da sie in solchen Heimsuchungen Prüfungen erblickten, die ihnen gesandt wurden, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu bewähren.

Dieser Glaubensmut ist heute vielen kaum mehr verständlich, weil sie sich nicht bewusst sind, dass damals zwischen den beiden Konfessionen ganz andere Unterschiede bestanden haben als heute. Es waren tatsächlich zwei Welten, die da gegeneinander prallten. In seinem Werk über den französischen Protestantismus hat Joseph Chambon darauf hingewiesen, dass damals für die Katholiken die Religion vorab eine Summe von magischen Handlungen mit religiöser Bedeutung und nicht eine Lehre und Botschaft war, während auf der anderen Seite die reformierte Kirche Frankreichs bewusst auf jegliche Zeremonien verzichtete und sich einzig und allein auf das unverfälschte Evangelium berief.

Da sie in so eindrucklicher Weise erfahren mussten, wie sie um ihres Glaubens willen all ihre irdischen Besitztümer verloren, bemühten sich auch die Gamonds umso mehr, in ihrer Frömmigkeit vorwärtszukommen, barg doch sie allein die Verheißung des künftigen Lebens. Und in diesem Bemühen war den Eltern die Tochter Blanche ein leuchtendes Vorbild. Unablässig arbeitete sie an sich, und da sie tagsüber durch die Arbeit in Haus und Garten und für die einquartierten Dragoner in Anspruch genommen war, stand sie am Morgen noch eine Stunde früher auf und begab sich am Abend eine Stunde später zur Ruhe, um Zeit zur Pflege ihres religiösen Lebens zu gewinnen. Aus jener Zeit stammt ihr Gebet, aus dem ihr von da an immer wieder in Stunden der Anfechtung Trost zufloss: »O Gott, mein himmlischer Vater! Erhebe mein Herz zu dir! Erfülle mich mit deinem Heiligen Geist, damit ich nicht nur die Wahrheit zu erkennen, sondern auch den Tod zu erdulden und, wenn du das von mir fordern solltest, auch mit meinem Blut die christliche Wahrheit zu besiegeln vermag!«

In jenen Tagen erhielt sie von ihrem Taufpaten Muret, der als Pfarrer an der Kirche der Reformierten in Marseille tätig war, einen Brief. Er hatte gehört, wie Blanche durch ihren Mut und ihre Entschlossenheit die Absicht der königlichen Truppen vereitelt hatte, sie in die Kathedrale hinüberzutragen, und schrieb nun seinem Patenkind: »Ich habe von Eurer Standhaftigkeit gehört, Euch weder durch schöne Versprechungen noch durch Drohungen von der Wahrheit abbringen zu lassen, und so bitte ich Gott von ganzem Herzen, er möge auch fernerhin seinen Segen über Euch ausgießen.«

Eines Tages, noch vor Einbruch des Winters und für die

Hugenotten völlig überraschend, zogen die Dragoner des Regiments Arnaudfini ab. Was mochte das zu bedeuten haben? Waren sie nur weggezogen, um durch andere, noch schlimmere Truppen abgelöst zu werden?

Die Reformierten von Saint-Paul-Trois-Châteaux waren auf alles gefasst. Aber Tage und Wochen vergingen, ohne dass eine weitere Einquartierung erfolgte. So wagten sie zu hoffen, es werde ihnen wenigstens während des Winters eine Atempause gegönnt. Und so war es.

Doch schon in den ersten Monaten des Jahres 1684 rückten wiederum Dragoner an, die neuerdings Angst und Schrecken und bittere Not um sich her verbreiteten. Auch diese neuerliche Prüfung mussten die Reformierten über sich ergehen lassen. Nach ein paar Wochen, als ihre Häuser wieder ausgeraubt waren, zogen auch diese Bekehrertruppen ab, und in diesem Jahr erfolgten dann keine weiteren Einquartierungen mehr. Dagegen zogen immer wieder königliche Truppen durch die Stadt, die ebenfalls, wenn auch immer nur für eine kurze Zeit, zu Lasten der Hugenotten untergebracht und verköstigt werden mussten. Immer wieder hatte Michel Gamond bis zu zwanzig Soldaten in seinem Haus zu verpflegen. Der Bischof wachte darüber, dass sein Haus nie übergangen wurde.

Am 30. Juli des Jahres 1685 – die Widerrufung des Ediktes von Nantes erfolgte erst im Oktober – unterzeichnete Ludwig XIV. in Versailles den Befehl: »Seine Majestät untersagt wie in allen anderen bischöflichen Sitzen die Ausübung der sogenannten reformierten Religion in den Städten Grenoble, Die, Saint-Paul-Trois-Châteaux, Le Mans und Nîmes und

befiehlt, die in diesen Städten sich befindenden Tempel bis auf den Grund zu zerstören.«

»Endlich!«, atmete Bischof Louis Albe auf, als er die Akte gelesen hatte. Es hatte lange gedauert, bis seinem Ersuchen entsprochen worden war. Zweieinhalb Jahre. Nicht nur Gottes, auch des Königs Mühlen konnten langsam mahlen, auch wenn man dringend des Mehles bedurfte. Nun, jetzt war es wenigstens so weit.

Vielleicht noch härter als die anderen Städte wurde von diesem Befehl die große reformierte Gemeinde in Nîmes betroffen. Die Reformierten von Nîmes hatten bisher sogar das Privileg gehabt, sich am Hof zu Versailles durch den Abgeordneten Herrn de St-Cômes vertreten zu lassen. In Anbetracht dessen wurde ihnen nun auch in Bezug auf die Schließung und die Zerstörung ihres Tempels eine Vorzugsstellung unter den reformierten Gemeinden eingeräumt, indem man ihnen gestattete, am 22. September einen letzten Gottesdienst in ihrem Gotteshaus abzuhalten. In seiner letzten Predigt, die Pfarrer Cheiron hielt, berief sich der Prädikant darauf, stets für die Wahrheit gezeugt zu haben. »Der Herr, vor dem ich vielleicht heute noch erscheine, ist mein Zeuge«, führte er zutiefst aufgewühlt aus. »Was aber werde ich ihm in Bezug auf eure Seelen sagen dürfen, wenn er Rechenschaft von mir fordert? Muss ich euch der Verleugnung eures Glaubens bezichtigen? Oder kann ich freudig eure Treue dem Evangelium gegenüber bezeugen? Oh, schwöret in diesem Tempel, in dem von nun an keine Lobgesänge mehr erschallen und keine Gebete mehr widerhallen werden, dass ihr bereit seid, auszuharren, um jeden Preis auszuharren bis in den Tod, damit ihr dereinst im Himmel die Krone der Märtyrer in Empfang nehmen könnt.«



Und aus dem Schluchzen seiner tief ergriffenen Gemeinde scholl ihm der Ruf entgegen: »Wir schwören es, wir schwören es!«

Als dann der königliche Leutnant Marquis de Montanègre mit seinen Soldaten vor dem Gotteshaus der Protestanten erschien, um in Ausführung des ihm erteilten Befehls die Türen zu versiegeln, da traf er auf den zum Portal hinaufführenden Stufen den zweiten Pfarrer von Nîmes, Pfarrer Paulhan, der den Soldaten mit verzweifelter Gebärde entgegentrat: »Ohne Tempel ist kein Leben mehr möglich!«

In ihrem Schmerz über den Verlust ihres Tempels begaben sich die Vorsteher der reformierten Gemeinde von Nîmes zu ihrem Abgeordneten am königlichen Hof. Vielleicht sah er eine Möglichkeit, für ihre Sache ein gutes Wort einzulegen.

Monsieur de St-Cômes empfing sie in seltsamer Verwirrung und gab dann auch unumwunden zu, dass er nicht mehr der reformierten Religion angehöre, sondern übergetreten sei.

Der König habe ihn in Chambord in Audienz empfangen, und dabei habe er ihm große Vorteile in Aussicht gestellt. »Meine Herren, ich kann euch nur raten, dem König ebenfalls zu gehorchen und ebenso wie ich zu unterschreiben.«

Von denen, die das Zeugnis dieses Verrats mitangehört hatten, waren einige erschüttert und bitter enttäuscht. Ein paar weinten sogar. Wieder andere aber sahen sich fragend an, wiegen die Köpfe, blickten auf ihren abtrünnig gewordenen Abgeordneten und erklärten sich bald bereit, seinem Rat zu folgen und ebenfalls zu unterzeichnen.

Unter denen, die als erste mit ihrer Unterschrift ihre Bereitschaft bezeugten, die angeblich reformierte Religion

abzuschwören, befanden sich die beiden Pfarrer Elie Cheiron und Paul Paulhan. Offenbar zogen sie doch königliche Gunst der Krone der Märtyrer vor.